

Hartmut Heller:

Kulturanalytische Anmerkungen zur Gartenstadtbewegung

Von den Akteuren der Zeit selbst, nicht von einer nachträglich ordnenden Wissenschaft wurde der Begriff »Gartenstadtbewegung« geprägt. Er ist in der stadtgeschichtlichen Literatur gängig geworden und scheint in der Tat vorzüglich gewählt. Er kennzeichnet als Epochenwort einen um die Jahrhundertwende neu auftretenden Siedlungstyp und trägt zugleich in sich Hinweise auf ein Gestaltungsprogramm und einen kulturräumlichen Ausbreitungsprozeß.

Gartenstädte erwachsen aus hochkomplexen Gedankengängen. Das Generalthema »Wohnen« ist hier verflochten mit Erwägungen der Kulturkritik und Sozialreform, mit Vorstellungen zur Ernährungs- und Gesundheitspolitik, mit Reflexionen über Architekturstile und mit frühem Streben nach einer Raumordnung, die die Daseinsgrundbedürfnisse des Menschen (Wohnung, Arbeit, Erholung, Bildung, Gemeinschaftsleben) harmonisch in Einklang bringen will. Ein solch vielschichtiger Gegenstand paßt gut in ein interdisziplinäres Symposium.

A. Idee und historische Verwirklichung

Die Gartenstadtbewegung ist eine Gegenbewegung. Ihr Hintergrund ist die industriezeitliche Stadtentwicklung, die das Heer der vom Land hereingeströmten Fabrikarbeiter in zum Teil trostlosen Wohnverhältnissen zusammenpferchte und die *Mietskaserne* als kapitalistisches Renditeobjekt hervorbrachte. Beim berühmten »Berliner Haus« beispielsweise wurde die totale vierstöckige Überbauung der Grundstücke nur durch eine Polizeivorschrift etwas eingeschränkt, die Durchfahrten und Lichthöfe entsprechend dem Drehradius einer Feuerspritze $17 \times 17 \text{ Fuß} = 28 \text{ Quadratmeter}$ forderte. In England waren derartige Mißstände verständlicherweise schon viel früher sichtbar geworden. Friedrich Engels prangerte sie an in seinem Bericht über die Lage der arbeitenden Klassen in England (1844), Gustave Doré hielt 1870 dieses neue London mit dem Zeichenstift fest: eintönig Rücken an Rücken gebaute Häuser, übervölkerte Hinterhöfe, Rußschwaden über frischer Wäsche . . .

So ist es kein Zufall, daß auch Alternativvorschläge ihren Ausgangspunkt im Mutterland der Industrialisierung, in England, hatten. Bekannt wurden vor allem die Namen Titus Salt und *Ebenezer Howard*. Abb. 1 gibt Howards Idealschema einer »Garden-City« (1889) wieder:

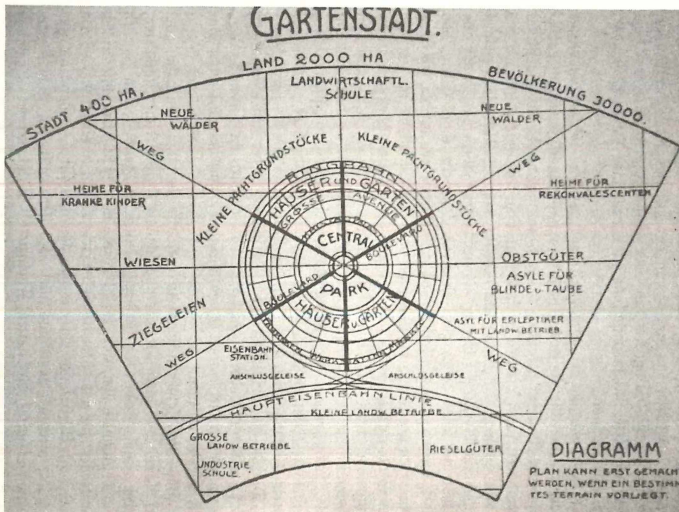


Abb. 1:
Schematische Darstellung
einer Gartenstadt nach
Ebenezer Howard
(Kampffmeyer 1909, 12)

Abseits der alten Städte, draußen auf dem Land, sollten neue Siedlungseinheiten entstehen, die weitestgehend autark gedacht waren (Trabantenstädte) und auf zeitgemäße Fabriken als Arbeitsstätten durchaus nicht verzichteten. – Im Zentrum freilich liegt ein Park als Erholungsfläche. Sektoral schließen sich daran aufgelockerte Wohngebiete an mit angenehmen, maximal zweistöckigen Häuschen im Cottagestil, zu denen jeweils – das war das Neue gegenüber Salt – ein Garten gehörte. Gemüsebau sollte dort nicht nur eine Freizeitbeschäftigung sein, sondern zusammen mit einem angrenzenden Landwirtschaftsbereich die Lebensmittelversorgung der Siedlung sicherstellen. Fabriken, Wohnstätten und Läden, verkehrsgünstig der Eisenbahn zugeordnet, füllen ein Teilsegment des innersten Kreises und stehen somit in enger Nachbarschaft zum Wohnen. Im Rückblick wirkt dies wie ein letzter Versuch, die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz, die wir als ein Charakteristikum der Gesellschaftsentwicklung im Industriezeitalter erkannt haben, noch einmal möglichst aufzuheben. – Um Bodenspekulation zu verhindern, sollte das Gesamtareal samt den Gebäuden Gemeinschaftseigentum sein und eine Parzelle nur in Erbpacht ausgegeben werden. Von philanthropischem Geist zeugen auch die von Howard vorgesehenen Blindenasyle, Kinderheime und anderen Sozialeinrichtungen. Als philosophische Grundlage der Gartenstadttheoretiker wird gern Herbert Spencer zitiert, daß alle Menschen auf die Benützung der Erde gleiches Anrecht haben.

Howards Reformgedanken wurden erstmals 1903 in der Gartenstadt Letchworth nahe London verwirklicht. Letchworth wurde zum Lehrbeispiel für den übrigen Kontinent.

Der Berliner Kaufmann Heinrich Krebs brachte Howards Gartenstadtidee nach Deutschland. 1902 wurde die *Deutsche Gartenstadtesellschaft* gegründet. Seit 1908 entstanden in rascher Folge Gartenstädte unter anderem in Dresden, Karlsruhe, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Königsberg und auch in Nürnberg, wo sich die nachstehenden Beobachtungen gleich an mehreren Projekten erhärten lassen.

1. Das englische Muster hat auf seinem Weg durch Deutschland viel von seiner konzeptionellen Geschlossenheit eingebüßt. Nie kam es hier zu quasi selbständigen Gemeinwesen. Es handelt sich lediglich um *Gartenvorstädte*, die eng an die Kernstadt angelehnt blieben.

Auch ging der Anstoß keineswegs immer nur von freien, in der Bevölkerungsschicht verwurzelten Genossenschaften aus. Daneben finden sich viele ähnlich geartete Gründungen von Fabrikanten bzw. Betriebsgenossenschaften, beispielsweise die Arbeiterkolonien der Firma Krupp in Essen-Margaretenhöhe und Bochum-Dahlhausen. Eine dritte Variante erinnert verblüffend an Hausbesetzungsaktionen von heute, wenn man nämlich hört, daß vereinzelt Gartenstadtanlagen sogar als gesetzwidrige Spontaniederlassungen ihren Anfang nahmen: In Nürnberg begannen 1918/19 entlassene Soldaten und arbeitslos gewordene Rüstungsarbeiter ohne Grunderwerb und ohne Genehmigung in den Reichswald hineinzuziehen und zu bauen (Siedlung Buchenbühl/Loher Moos). Man ließ sie gewähren und legalisierte die Sache nachträglich in Form eines Zweckverbandes . . . (Hanschel 1977, 276/77).

In funktionaler Hinsicht kommen die Werkssiedlungen durch ihre enge Verzahnung von Arbeitsplatz und Wohnung dem Howardschen Modell am nächsten. Aber natürlich blieb das Obereigentum des Unternehmers dabei zumeist unangetastet. Allen wohlmeinenden Absichtserklärungen zum Trotz hatte dies zur Folge, daß derart behaute Arbeitnehmer somit in noch größere Abhängigkeit vom Brotherrn gerieten als vorher.

Umgekehrt sind den von unabhängigen Genossenschaften getragenen Gartenstädten in Deutschland nur in den seltensten Fällen Produktionsstätten integriert. Die Befriedigung von Wohnwünschen auf der Basis von Erbpacht bzw. Genossenschaftsbesitz wurde hier, wie bei der Stadtfucht der Gegenwart, bezahlt mit der Notwendigkeit zu pendeln.

2. Einseitiger als Howard zielte die deutsche Gartenstadtbewegung in der Praxis also hauptsächlich auf eine Verbesserung der Wohnverhältnisse. Man wollte, wie es in der Vereinsatzung heißt, »auch den Minderbemittelten billige, gesunde und schöne Wohnungen bieten« (Kampffmeyer 1909, 48). Auf zweierlei kam es dabei vor allem an: auf die Baustruktur des Eigenheims und auf den Garten.

Aufgelockerte und niedrige Bauweise brachte Licht und Luft in die Zimmer. Die Ausstattung mit privaten Sanitäreinrichtungen war ebenfalls eine Errungenschaft gegenüber der Mietskaserne mit oftmals nur kollektiver Wasserzapfstelle und Etagenklo. Beides sollte nicht einfach nur der Annehmlichkeit des einzelnen dienen, sondern wurde in einem nationalen Anflug propagiert als Beitrag schlechthin zur Hebung der Volksgesundheit.

Aber das war nicht alles. Die eigene Haustür hatte, obgleich sie manchmal nur direkt in die Küche oder die Stube führte (vgl. Conrady-Werksiedlung Röthenbach bei Nürnberg), auch psychologische Bedeutung. Sie gab dem beruflich und produktionstechnisch unselbständig gewordenen Arbeitnehmer ein Gefühl von Individualität zurück. In einer Jubiläumsschrift für



Abb. 2:
Hausgärten in der Nürnberger
Gartenstadt im Zustand des
Jahres 1975

die Nürnberger Gartenstadtsiedlung »Werderau« wird die Tatsache, daß »in den ersten Einfamilienhäusern . . . bereits jede Familie ihre eigene Haustür« hatte, mit ausdrücklichem Stolz erwähnt. Wenigstens teilweise wurde die alte *Vorstellung des »Ganzen Hauses«* wieder wach, einer nun allerdings auf die Kernfamilie reduzierten Lebensgemeinschaft, der der Hausvater vorstand. Der Versuch, jeder Wohnung einen eigenen Eingang zu belassen, fällt schon bei der frühesten Sozialsiedlung Mitteleuropas, der Fuggerei in Augsburg, auf (Hartmann 1976, 34). Und auch bei den zu Hammerwerken und Hütten des 17./18. Jahrhunderts gehörigen Arbeiterhäusern ist selten darauf verzichtet (vgl. Messingfabrik Hammer bei Nürnberg, Glashütte Schleibach/Steigerwald). In den zum Teil langgestreckten Häuserzeilen der Gartenstädte ab 1908 bildet das regelmäßige Lochmuster der Haustüren ein unübersehbares Gestaltungselement.

Noch bemerkenswerter scheint mir der Garten, der in der Regel gegliedert war in einen Ziergarten vor und ein größeres Stück *Nutzgarten* hinter dem Haus. Für medizinisch denkende Pragmatiker war dieser Nutzgarten ein Freiraum, wo man sich körperlich betätigen, wo Kinder spielen konnten und nicht aus Sauerstoffmangel der Rachitis und der Tbc anheimfielen. Hauptsächlich aber war der Garten Grund und Boden, auf dem man Gemüse und Obst bauen, Kaninchen halten, Tauben züchten konnte. Die Fruchtbarkeit dieser Gärten leistete einen unschätzbaren Beitrag zur Ernährung von Familien, deren Lohntüte oft kaum das Existenzminimum deckte. Hans Kampffmeyer (1909, 44 und 98) nennt nicht umsonst die von Vegetariern begründete Obstbaukolonie Eden bei Oranienburg, die sich allmählich zur Baugenossenschaft fortentwickelte, den »interessantesten Vorläufer der Gartenstadtbewegung« und weist mit Nachdruck auf den großen volkswirtschaftlichen Nutzen solch intensiver Kleingartenproduktion hin. – Trotz gegenteiliger Beurteilung z. B. durch Lütge (1960, 371) wage ich folgende These: Die Gartenstadtbewegung beabsichtigte eine *Re-Agrarisierung der Stadt*, wie sie in dieser Unmittelbarkeit nie zuvor in Deutschland anzutreffen gewesen war! Selbst die Ackerbürger der mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Kleinstadt mußten weitere Wege zu ihren Feldern gehen und ebenso die Nürnberger Patrizier, deren berühmte Gärten ja gleichfalls vor den Mauern lagen.

3. In den Gärten dieser neuen Stadtrandviertel grünte aber nicht nur Eßbares, sondern auch eine Menge Ideologie und Philosophie. Wie sich in den geistigen Führungsschichten Deutschlands seit der Jahrhundertwende angesichts der ausufernden Industriestädte allmählich Unmut, Zivilisationspessimismus, ja Stadtfeindlichkeit breit machten, ist bekannt. Zahllose Zeugen und Zitate lassen sich dafür anführen, Eduard Spranger etwa, der vom »Elend des Großstädtlers« sprach (1923), der Heimatkunsttheoretiker Adolf Bartels, der in den Städten nur mehr »faule Sumpfluft« verspürte (1904, zit. Greverus 1979, 66), der Dichter Hermann Hesse, der das »große, lieblose, öde . . . in die Auspuffgase dieser verfluchten Maschinen gehüllte« Nürnberg als »teuflich« empfand, »sehnsüchtig nach Einsturz und Untergang« (Tagebuch 1925). In solcher Stimmung mußte die Gartenstadt-Idee als schlechthin idealer Gegenentwurf erscheinen. Mit der Gartenstadt konnten sich Naturschwärmer und Sozialromantiker ebenso identifizieren wie die Anhänger eines gesunden Volkstums und die Verfechter einer auf Dorf und Bauernleben ausgerichteten Heimatpflege. Bereits von einem ihrer ersten Propagandisten, Theodor Fritsch, und dann immer wieder wurde die Gartenstadt gefeiert als »*Vermählung von Stadt und Land*« (Hartmann 1976, 33). Einige Sätze Hans Kampffmeyers (1909, 100) passen dazu, den eine Schulkinderbefragung veranlaßt hatte, über die Naturentfremdung der Großstädter zu klagen:

»Die meisten hatten nie einen Sonnenaufgang gesehen, viele waren noch nie in einem

Walde gewesen, hatten noch nie ein reifes Ährenfeld erblickt, kannten den pflügenden Bauer, den Säemann, den Schnitter nur aus dem Anschauungsunterricht. Sie wußten vom Wechsel der Jahreszeiten nur, was sie in der Schule durchgenommen hatten . . .

Hier Besserung zu schaffen ist die Kulturmission des Kleingartenbaues, der durch die Gartenstadtbewegung immer weiteren Kreisen ermöglicht werden soll.«

B. Kulturelle Einordnung

Prof. Koenig hat in einem Vortrag einmal »Kultur« definiert als die Einbettung des Menschen in die Gesellschaft. Kultur schließt ferner die Dinge ein, die als Erinnerungsträger das gruppenspezifische Verhalten vergangener Generationen konservieren und abspiegeln.

Insofern sind auch die Gartenstädte längst Denkmal. Und die staatliche Denkmalpflege hat in ihrem vernünftigen Fortschreiten vom künstlerischen Rang zum Geschichtswert gut daran getan, Gartenstädte unter Schutz zu stellen. Wir können sie noch weitgehend im Originalzustand betrachten und das Wohnen in der Gartenstadt mit unseren eigenen Anmerkungen versehen.

1. In Grund- und Aufriß sind die Gartenstädte häufig *architektonisches Zitat*, wobei vor allem der Rückgriff auf *Barockelemente* auffällt. Geometrie und Symmetrie spielen eine große Rolle. Sternförmige, gitterförmige, bogenförmige und platzbildende Straßensysteme erinnern an absolutistische Stadtgründungen wie Karlsruhe oder Mannheim, zumindest in den Anfangsjahren (Letchworth, Fritschs »Stadt der Zukunft«), bevor sich das Wegenetz im unregelmäßigen Schwung des Jugendstils aufzulösen begann. Symmetrie waltet vor allem in der spiegelbildlichen Anordnung der reihenständigen Häuser (einschließlich der Tatsache, daß man Eckhäuser besonders betonte) und in den Stuckornamenten der Fassaden. Häufig sieht man auch das barocke Mansardendach und attikaartige Aufmauerungen. Und wie sie schon in



Abb. 3: Mansardendächer und andere barocke Stilzüge in der Nürnberger Gartenstadt

Richelieu (1632) oder Christian-Erlang (1686) keine fortifikatorische Bedeutung mehr gehabt hatten, begegnen Tore als Eingangssymbole und Türmchen als Zierat.

Selbst im Hausgarten könnte man mit einiger Kühnheit formale oder wirklich »zersungene« Anklänge zum französischen Schloßpark entdecken: Exakt abgezeichnete Beete, mit eingesteckten Flaschen gefaßte Rabatten usw. stehen ihm zumindest näher als dem englischen Landschaftsgarten – so diametral sich das »soziale Grün« der Gartenstadt sonst unterscheidet vom »repräsentativen Grün« des Fürstenparks.

In derartiger Gestaltung liegt Logik, vor allem dort, wo es sich um Werksiedlungen handelt. Der aufgeklärte Duodezfürst des 18. Jahrhunderts hat im *Fabrikherrn* des Industriezeitalters seinen Nachfolger, der mit derselben Mischung aus Machtanspruch, Selbstdarstellung und paternalistischer Fürsorglichkeit und im vollen Bewußtsein dieser Tradition seinen Untertanen Wohnstätten baute. Die Unternehmerdynastie der Cramer-Klett in Nürnberg (Firma M.A.N.) hätte zu gern für ihr Betriebsgelände die kommunale Selbständigkeit besessen, das heißt in einer Enklave gewissermaßen die alte Dorf- und Gemeindeherrschaft ausgeübt, was ihr vom Magistrat der Stadt Nürnberg allerdings verweigert wurde (Lehnert 1980, 20). Um so eifriger bediente man sich anderer Symbole der fürstlichen Barockstadt, z. B. der Verewigung der Gründerpersönlichkeiten im Namen des neuen Stadtteils. Die



Abb. 4:
Denkmal für den Gründer
der werkseigenen Gartenstadt
Werderau

M.A.N.-Gartenstadt »Werderau« in Nürnberg, benannt nach dem technischen Leiter der Firma (Tschoeke 1980, 243), »Gmindersdorf«, der Wohnstättenbau eines Reutlinger Textilunternehmers (Kampffmeyer 1909, 45), die »Siemensstadt« in Berlin stellen zwangsläufig Assoziationen her zu Ludwigsburg, Karlshafen oder Friedrichstadt. Auch der nach Egli (1967, 48) für die Barockstadt so kennzeichnende ästhetische Zielbau Straße – Platz – Monument, der mit Wohnfunktionen überhaupt nichts zu tun hat, ist gelegentlich in solchen Gartenstädten anzutreffen. So wie auf dem Erlanger Schloßplatz in Erz gegossen der Markgraf steht, ist der Volkamerplatz in der Werderau besetzt mit einem Gedenkstein für Anton von Rieppel, der als Generaldirektor der M.A.N. 1910 ff. der Initiator dieser Gartenstadt war.

Zum einheitlichen Bild der durchgrünten, verkehrsberuhigten Kleinhaussiedlungen trug schließlich auch noch bei, daß von den Architekten Gesamtentwürfe verlangt wurden und Spezialisten des Gartenstadttyps – ähnlich den einstigen Hofbaumeistern – mehreren Orts tätig wurden, Richard Riemerschmid z. B. sowohl in der Dresdener »Hellerau« als auch in der Nürnberger Genossenschaftssiedlung »Gartenstadt«.

2. Die Gartenstadt der Jahrhundertwende war zwar ein *Politikum*, aber sie läßt sich in der Parteienlandschaft nicht exakt zuschreiben.

Da findet sich zugegebenermaßen zunächst vieles, was in den Gedankenstrom der *Arbeiterbewegung* und der Sozialdemokratie gehört. Der Erfolg der Wohnungsbaugenossenschaften war ihnen ein Beweis für die Fähigkeit zur Selbsthilfe, für das Vermögen, aus eigener Kraft das Elend des Proletariats zu durchbrechen – wenn sich der vierte Stand nur solidarisierte. Deshalb – und nicht nur weil es menschliche Grundbedürfnisse zu befriedigen galt – zählen Gemeinschaftseinrichtungen zu den Kernstücken jeder Gartenstadt. Das Gesellschaftshaus, die Bierwirtschaft mit Kegelbahn und Nebenzimmer wurde zur Versammlungsstätte vor allem der Männer. Die zentrale Waschküche war Treffpunkt der Frauen, für die die Existenz einer solchen Paralleleinrichtung damals sogar einen Hauch von Emanzipation bedeutete. Wichtig waren die Gespräche über den Gartenzaun, wichtig waren die Feste, die man gemeinsam feierte. Man löste sich von den alten Autoritäten, und es ist sicher bemerkenswert für das



Abb. 5:
Das Gesellschaftshaus
der Nürnberger Gartenstadt

christliche Abendland, daß große Wohnstättenansammlungen wie die »Werderau« (1936: 473 Wohneinheiten) und die betriebsunabhängige »Gartenstadt« im Süden Nürnbergs (1938: 1148 Wohneinheiten) jahrzehntlang ohne Kirche blieben. Sinnentleerte Tradition oder nicht: Über den Türstürzen meißelte man trotzdem das Baudatum »Im Namen des Herrn« ein, Anno Domini 19 . . . In einem pädagogischen Aufschwung wurde das Wohnen in der Gartenstadt begriffen als Erziehung zum gemeinnützigem Verhalten. In allerlei Steinreliefs, die man als künstlerischen Schmuck anbrachte, und nicht zuletzt im absichtsvollen Gebrauch des Bogens z. B. über Haustüren und Straßen wird immer wieder der Gemeinsinn beschworen.

Andererseits darf nicht verkannt werden, daß die Gartenstadtentwicklung letztlich doch am langen Zügel der *Bourgeoisie* hing. Nicht nur die Industriellen, die Reformsiedlungen bauten, sondern auch die führenden Köpfe der Gartenstadtbewegung selbst sind großteils dem konservativen Lager zuzurechnen. Es waren Ingenieure, Redakteure, Schuldirektoren, Architekten (Kampffmeyer 1909, 59/60; Hartmann 1976). Sich für ein menschenwürdigeres Wohnen zu engagieren wurde von ihnen stets bis zu einem gewissen Grad als sozialpolitisches Zugeständnis empfunden, als Mittel, die unruhig werdende Arbeiterschaft bei der Stange zu halten, auf Betriebstreue zu trimmen und einen Damm gegen die SPD zu errichten. Schon



Abb. 6:
Politische Struktur und Geselligkeit
in der Nürnberger Gartenstadt

Victor Aimé Huber hatte seine Vorschläge für eine »Selbsthilfe der arbeitenden Klassen durch Wirtschaftsvereine und innere Ansiedlung« (1848) sorgfältig abgegrenzt gegen die Aufforderung zu gesellschaftlichem Umsturz und eine Zerstörung der Familie, wie er sie von den Sozialisten befürchtete. Man sollte auch nicht vergessen, daß es in den Anfangsjahren das kaiserliche Deutschland war, bürgerlich regierte Städte, die durch billigen Landverkauf die Verwirklichung von Gartenstadtplänen unterstützten. – So wird verständlich, daß die Gartenstadtbewegung gerade unter Sozialisten nicht auf einhellige Zustimmung stieß. Das Solidaritätsbewußtsein der Arbeiter werde durch Haus- und Grundbesitz, und sei es nur in Erbpacht, korrumpiert. Die Wiener Sozialisten beispielsweise, die dies artikulierten, setzten daher lieber auf einen kommunalen Mietshausbau (Langewiesche, in Niethammer 1979, 171).

Derlei Furcht schien nicht unberechtigt, fing doch bald auch die *NSDAP* an, die Gartenstädte zu umarmen. Für sie verkörperte sich hier heile Welt im Industriestadtgebiet, sie fand hier Beispiele für die Schollengebundenheit auch der Arbeiterfamilie (vgl. Hartmann 1976, 98). Erst als die Nationalsozialisten merkten, daß die Gartenstädte rote Inseln blieben, wählten sie die gewachsenen Genossenschaftsorgane ab (Rückert 1976, 31).

Heute sind die Gartenstädte wieder wie eh und je Hochburgen der Sozialdemokratie. Als Beleg mag die frühere Bundesgesundheitsministerin Käte Strobel dienen, deren politischer Lebensweg eng mit ihrer Herkunft aus der Nürnberger Gartenstadt zusammenhängt.

3. Eine Wohnung in der Gartenstadt nahm durchaus noch nicht den modernen Wohn- und Lebensstandard im Einfamilienhaus vorweg. Aber sie war ein Schritt dorthin und ein gewaltiger Fortschritt, wenn man davon ausgeht, daß in den Mietskasernen der Zeit häufig Kochen, Schlafen und Essen/Wohnen in einem Raum zusammenfielen, daß sich oft mehrere Personen dasselbe Bett teilten. Man wird für diesen unerträglich schlimmen Zustand nur dann den in der volkskundlichen Hausforschung eingeführten Begriff Integration gebrauchen wollen, der offene und mehrere Funktionen vereinigende Raumsysteme meint (Bedal 1978, 87), wenn man ihn völlig wertneutral versteht. Demgegenüber bot das Kleinhaus in der Gartenstadt eine geradezu komfortable räumliche *Segregation*. Baupläne für die durchschnittlich 55 bis 65 Quadratmeter großen Wohneinheiten der Werderau zeigen in der Regel im Erdgeschoß die »Gute Stube« und die »Wohnküche« sowie den »Abort«, im Obergeschoß zwei »Schlafstuben« für Eltern und Kinder. Bad und Waschküche lagen gelegentlich im Keller. Arbeitsräume fehlen; es war ja der unselbständige Arbeitnehmer, der hier hauste. Die warme Wohnküche wurde zum Mittelpunkt und Inbegriff dieser bescheidenen Wohnwelt, für die schlichtes, billiges und doch geschmackvolles Mobiliar – sogenannte Arbeitermöbel – zu entwerfen mehrere Wettbewerbe die Architektenschaft aufriefen (Behrens-Katalog 1980, 80).

Mit der räumlichen *Segregation* ging aber sofort auch wieder soziale *Segregation* einher. Vor allem in Werksiedlungen wurden Standesunterschiede – und zwar über die Arm-Reich-Skala hinausgehende Standesunterschiede – mit einer technokratischen Kühle und Unentrinnbarkeit in Architektur übersetzt wie meines Erachtens nie zuvor und danach in der Baugeschichte. Man trennte *expressis verbis*: Einfamilienhäuser für Industriebeamte (Angestellte), Einfamilienhäuser für Meister, Einfamilienhäuser für Arbeiter. Hier wurde nicht einmal mehr der Anschein einer egalitären Genossenschaft aufrechterhalten, was viele Fürsprecher des Selbsthilfedankens ja auch gar nicht wollten. Die Stellung im Beruf entschied, wer einzog, bevor noch gefragt wurde, wer sich einen größeren oder kleineren Genossenschaftsbeitrag leisten wollte, wer mehr Kinder hatte, wer schon länger auf einer Warteliste stand. 140 Quadratmeter Wohnfläche waren in Prof. Ruffs Plänen für die Werderau das stolze Maximum. In solchen Beamtenwohnungen differenzierten sich Eß- und Wohn- bzw. Besuchszimmer; Win-

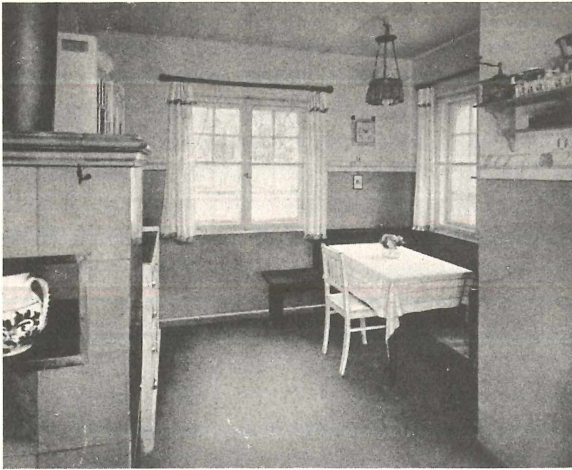


Abb. 7:
Wohnküche in einem Einfamilienhaus
der Gartenstadt Werderau
(Jubiläumsschrift 1936)

tergarten, Speisekammer, Garderobe und Diele kamen dazu. Im Obergeschoß ist ein dritter Schlafrum als Fremdenzimmer eingetragen (Baer/Endres 1914). – Bereits dem Wohnungszuschnitt war somit eingeschrieben, welche Sozialkontakte der Bewohner pflegen würde!

C. Schluß

Die historisch-typologische Betrachtung der deutschen Gartenstadtbewegung um den Ersten Weltkrieg wäre unvollständig ohne wenigstens die Frage, wie sich diese Siedlungen im Verlauf der nachfolgenden Jahrzehnte fortentwickelt haben. Ein paar Schlaglichter zeigen Beharrung und Wandel!

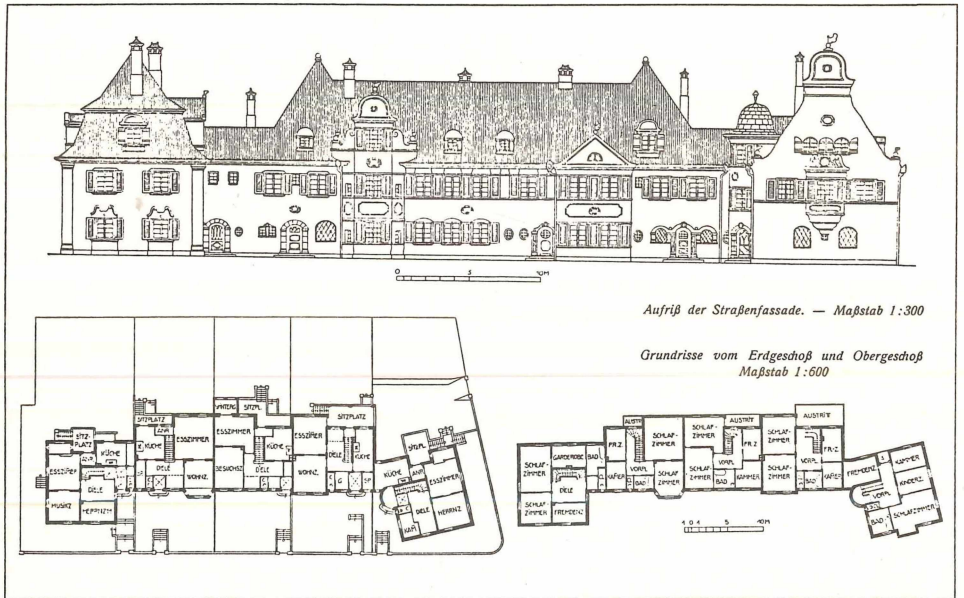


Abb. 8: Beamtenhäuser in der Gartenstadt Werderau (Baugruppe 1 nach Endres/Baer 1914, 323)

Die Genossenschaft »Gartenstadt Nürnberg GmbH« existiert noch immer. Sie nimmt anstelle verstorbener Genossen neue Mitglieder auf und teilt ihnen freie Wohnungen zu, die immer noch billig und begehrt sind. Sie feiert Jubiläen und andere Feste. Aber: Das Vereinsleben und sonstige Sozialkontakte sind deutlich erlahmt. In den Gärten, wo man einst Kohl zog, blühen jetzt Blumen, wird Rasen gemäht. Und hinter der niedrigen Kulisse der alten Einfamilienhäuschen hat dieselbe Genossenschaft inzwischen auch blockartige Mehrparteienhäuser, 1969 sogar ein 16stöckiges Hochhaus errichtet! Hineingeboren in veränderte Zeitumstände beginnen die Nachfahren der Gartenstadtgründer sich unverkennbar aus der Treue zur Tradition zu lösen.

Literatur

- Bedal, Konrad: Historische Hausforschung. Münster 1978.
- Egli, Ernst: Geschichte des Städtebaus. Band 3, Zürich – Stuttgart 1967.
- Endres, Ludwig und Baer, C. H.: Die Gartenvorstadt Werderau bei Nürnberg. Zs. Moderne Bauformen, 13. Jg. 1914, S. 313 ff.
- Greverus, Ina Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.
- Hanschel, Hermann: Oberbürgermeister Hermann Luppe. Nürnberger Forschungen 21, 1977.
- Hartmann, Kristiana: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München 1976.
- Kampffmeyer, Hans: Die Gartenstadtbewegung. Leipzig 1909.
- Lehnert, Walter: Bild der Stadt. H. Glaser, W. Ruppert, N. Neudecker (Hg.), Industriekultur in Nürnberg. München 1980, S. 9 ff.
- Lütge, Friedrich: Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Berlin – Göttingen – Heidelberg, 2. Aufl. 1960.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979.
- Rückerl, Roland: Die Nürnberger Gartenstadt. Zulassungsarbeit f. d. Lehramt an Volksschulen 1976/II. Nürnberg 1976.
- Tschoeke, Jutta: Gartenstädte in Nürnberg. P. K. Schuster (Hg.), Peter Behrens und Nürnberg. Ausstellungskatalog Nürnberg 1980, S. 238 ff.
- o. V.: Vierzig Jahre Gartenstadt Nürnberg. Nürnberg 1948.
- o. V.: Fünfzig Jahre Gartenstadt Nürnberg. Nürnberg 1958.
- o. V.: 25 Jahre Gartenstadt Werderau. Nürnberg o. J. (1936).
- o. V.: 50 Jahre Baugesellschaft Werderau Nürnberg. Nürnberg 1961.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [1984](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Kulturanalytische Anmerkungen zur
Gartenstadtbewegung 95-105](#)